

Die Heimerde.

(Galizien — Herbst 1914.)

Langsam zieh'n durch das dunkle Moor
russische Kanoniere,
Geschütze und Menschen schmutzbedekt,
gaundürr vor Elend die Tiere.

Herbstregen rinnt, zerflatternd im Wind
vom Himmel in nebligen Strahlen.
Die Räder versinken, es glückt der Morast,
es triefen und tropfen die Röhren.

Die Rüstern schnauben. Wütend tobt
der Fluch von bebendem Munde.
Die Räder knirschen, die Peitsche knallt,
Weit klatscht der Sumpf in der Rinde.

Und hält umklammert in schlammiger Sand
Lafetten, Bügel und Leder
und Eisen und Stahl und Reiter und Roß,
Kanonenrohre und Räder.

Nach vorwärts nicht und nicht zurück,
wie die Pferde auch ziehen und zappeln!
Herbstschauer segt vom Gezweig herab
das letzte Laub der Pappeln.

Das Gellir und Gelnall und das Fluchen schweigt,
vom Grauen der Ohnmacht bezwungen,
und Roß und Reiter hat das Moor
zu sich herabgeschlungen.

Es küßt den Feind mit feuchtem Mund,
daß er ganz der ihrige werde,
und saugt ihm den Atem, den letzten, aus —
die heilige Heimerde.

Gans Weber-Lutkow.

